

Fortsetzung von Seite 47

gen sollte. Ich habe das Glück, dass ich neben dem Fliegen auch als Marketingmanagerin für eine Firma arbeite, die ein Elektro-Hybrid-Reiseflugzeug entwickelt. Zudem bin ich ausgebildete Privatpilotin. Wenn ich während der Pandemie abhob und auf die Welt hinunterschaute, wurde mir bewusst, wie wichtig es ist, aus dem Alltag auszubrechen.

DER FOTOGRAF



Gaudenz Danuser lebt in Flims. Seine Landschaftsbilder fanden während der Pandemie unerwarteten Absatz.

Wie geht es Ihnen?

Mir geht's erstaunlich gut. Logisch, am Anfang hatte ich Angst, vor allem in finanzieller Hinsicht. Sehr schnell wurden Fotoaufträge auf Eis gelegt: Aufnahmen für ein grosses Hotel in Zermatt beispielsweise oder Action-Shootings für Velohersteller. Im touristischen Bereich wollte kaum mehr jemand Geld ausgeben, dann fielen auch die Marketingaufträge komplett weg. Aber etwas anderes zog plötzlich an: die Fine-Art-Landschaftsfotografie, mein zweites Standbein. Als die Leute kaum mehr reisten, viel zu Hause waren, Home-Office machten, hatten sie Musse dafür, ihre eigenen Wände zu verschönern. Das kam mir zugute. Die finanziellen Ausfälle bei den kommerziellen Aufträgen konnte ich wettmachen.

Was hat Sie die Pandemie gelehrt?

Wie die Natur einem Ruhe und Kraft geben kann und dass man ihr mehr Sorge tragen müsste – gerade weil sie so viel gibt. Ich gehe jetzt noch bewusster mit ihr um, schaue genauer hin. Und ich höre auch mehr hin. Denn mit der Pandemie hat eine gewisse Stille Einzug gehalten: kein Baulärm, kein Helikoptergedröhne, keine Flugzeuge. Plötzlich nahm man wieder die Geräusche wahr von Vögeln, anderen Tieren, vom Wind, vom Gras... Das suche ich jetzt auch. Ich habe mir vorgenommen, diese Haltung zu bewahren. Ein Stück weit wird sie jedoch unweigerlich wieder verschwinden, da mache ich mir nichts vor.

DIE TIERHEIMLEITERIN



Nicole Fröhlich betreibt ein Hundezentrum in Bad Ragaz. Zeitweise musste sie um die dreissig Hunde pro Woche abweisen.

Was war für Sie das Schlimmste während der Pandemie?

In den letzten zwei Jahren wollten unglaublich viele Leute ihre Hunde bei

uns abgeben – fast alle aus dem Tierschutz –, und wir mussten vielen absagen. Das war schmerzhaft. Letzten Sommer, kurz nach der Öffnung, waren es wöchentlich um die dreissig Hunde. Leider lassen etliche der Organisationen, die Tierschutzhunde in die Schweiz bringen, die neuen Besitzer im Schilf stehen, wenn es Probleme gibt. Viele Leute sind dann überfordert und wollen den Hund wieder loswerden. Bei uns können und wollen wir aber nicht mehr als zwölf solche Hunde gleichzeitig betreuen. Tierschutzhunde haben meistens eine schlimme Vergangenheit. Sie brauchen sehr viel Zeit und Zuwendung.

Und weil die Leute nicht mehr in die Ferien fahren, fehlten uns die Einnahmen der Hundepension. Wir konnten trotzdem nicht auf null herunterfahren – allein schon wegen der Tierschutzhunde. Das geht finanziell an die Substanz.

Was hat Sie die Pandemie gelehrt?

Wir wurden gezwungen, über vieles nachzudenken, etwas aufzuräumen bei uns selbst. Das möchte ich aus dieser Zeit mitnehmen: Klarheit und gleichzeitig auch eine Leichtigkeit und eine Offenheit. Und ich möchte mir dies nicht kaputtmachen lassen durch griesgrämige oder gestresste Leute. Hunde sind in dieser Beziehung super Lehrer. Wenn wir gestresst sind, teilen sie uns sofort mit: Hey, schalt wieder einen Gang zurück. Das ist grossartig. Statt den Hund zu korrigieren, wenn er an der Leine zieht, sollte man sich selbst die Frage stellen: Warum zieht er? Merkt er vielleicht einfach, dass ich gestresst bin?

Was haben Sie vermisst?

Manchmal, wenn vielleicht nur ein einziger Hund bei uns in der Pension war, war es sehr still. Das Leben, das die Hunde bringen, habe ich vermisst. Das Grinsen auf ihrem Gesicht oder ein Belen, das einem etwas mitteilt. Durch ihre unterschiedlichen Persönlichkeiten lernt man so viel, auch für sich selbst.

DER BAUER



Christian Tüscher betreibt einen Bio-Hof in Ziegelried im Berner Seeland. Die Nachfrage nach gesundem Essen hat ihn gefreut.

Wie geht es Ihnen?

Die Corona-Müdigkeit klingt nach, wobei ich sagen muss, dass man bei uns im Dorf relativ wenig spürte von der Pandemie. Ziegelried hat auch nur 180 Einwohner. Man sah kaum je Leute mit Maske auf der Strasse. Meine fünfköpfige Familie blieb vom Virus verschont. Als Bauer hat man ja jeden Tag Home-Office. Die Kühe müssen gemolken, die Felder bestellt werden. Im Vergleich zu anderen kamen wir gut durch die Zeit. Dafür bin ich dankbar.

Was war der schlimmste Moment in den letzten zwei Jahren?

Bei der Konfirmation unserer ältesten Tochter durften nur wir Eltern in die Kirche, die Grosseltern oder die Gotte und der Götti waren ausgeschlossen. Das hat mich traurig gemacht. Eine Konfirmation feiert man einmalig, das kann man nicht nachholen. Genauso tut es mir leid für meine Töchter, dass die Klassenlager abgesagt wurden.

Was hat Sie besonders gefreut?

Die Nachfrage nach Bio-Produkten. Die Leute waren im Home-Office, kochten viel öfter selber und wollten sich gesund ernähren. Wir hatten mehr Kunden im Direktverkauf ab Hof – die sich mit fri-

scher Milch oder Kartoffeln von uns eindeckten. Es war ein schönes Gefühl, als Landwirt geschätzt zu werden.

DER MUSIKER



Nickless ist ein Zürcher Songwriter. Während der Pandemie wurde er erstmals Vater – und musste seine Frau allein im Spital zurücklassen.

Was war der schlimmste Moment in den letzten zwei Jahren?

Zu Beginn des ersten Lockdowns, am 19. März 2020, wurde eines meiner Konzerte abgesagt. Meine Frau war hochschwanger, die Absage kam mir fast gelegen. Aber als sie vier Tage später unseren Sohn im Spital zur Welt brachte,

«Meine Frau war im Wochenbett, und wir haben die Zeit als Familie genossen. Aber natürlich kamen irgendwann auch Existenzängste.»

Nickless
Zürcher Songwriter

wurde mir schlagartig bewusst: Ich darf nicht bleiben. Ich hatte mir zuvor nie vorgestellt, gleich nach der Geburt die beiden im Spital zurücklassen zu müssen. Immerhin hatte ich in den folgenden Wochen eine schöne Ablenkung – der erste Lockdown zog mit einem Neugeborenen zu Hause fast ein wenig an mir vorbei. Meine Frau war im Wochenbett, ich habe gekocht, und wir haben die Zeit als Familie genossen. Gleichzeitg blieb die Welt fast ein wenig stehen, ich wusste: Ich verpasse nichts. Das klingt jetzt alles sehr schön und idyllisch, aber natürlich kamen irgendwann auch Existenzängste auf und die Frage: Kann ich überhaupt noch Musik machen?

Was war für Sie das dominierende Gefühl während der Pandemie?

Ich würde mich als positiven Menschen bezeichnen, als jemanden, der immer das Beste in den Sachen sehen will. Für mich waren die dominierenden Gefühle Hoffnung und Zuversicht. Auch Isaac Newton hat das Gravitationsgesetz während der Grossen Pest entdeckt, als er unter einem Baum sass und einen fallenden Apfel beobachtet hatte. Natürlich hatte ich Existenzängste, als immer mehr Konzerte abgesagt oder verschoben wurden. Ich überlegte bereits, ob ich künftig besser etwas anderes arbeiten soll. Für uns als Musiker ist Konzerte spielen ein grosser Bestandteil des Berufs. Während der Pandemie schrumpfte dieser Anteil massiv. Dafür wurden die Leute kreativ: Wir spielten Kopfhörer-konzerte, in Glasboxen oder auf Distancing-Festivals. Natürlich ist es nicht dasselbe, mit Masken herumzuhüpfen, aber wir fanden Wege, zu spielen.

DIE MAKLERIN



Shumos Whaib verkauft Immobilien. Beruflich war die Pandemie für die Dübendorferin ein Gewinn.

Was war der schlimmste Moment in den letzten zwei Jahren?

Als der Lockdown anfang, kam ich gerade aus den Ferien in Thailand zurück, zwei Wochen später war alles zu. Fast alle Interessenten sagten ihre Besichtigungen ab, und auch die Eigentümer wollten von einem Tag auf den anderen keine fremden Leute mehr in ihre Häuser lassen. In manchen Regionen konnte ich über Wochen keine Besichtigungen veranstalten. Dann wendete sich das Blatt: Die Interessenten wurden durch die Home-Office-Pflicht viel flexibler für Besichtigungstermine, gleichzeitig passierte sehr viel auf dem Markt: Den Leuten wurde bewusst, dass das Zuhause auch ein Ort der Erholung sein muss. Es gab viele Wechsel, und ich hatte plötzlich viel mehr zu tun. Unsere Branche hat also teilweise von der Pandemie profitiert, und ich hatte beruflich zwei erfolgreiche Jahre.

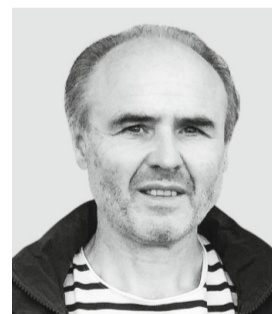
Was machen Sie heute anders als vor zwei Jahren?

Vor der Pandemie waren Massenbesichtigungen der Standard. Plötzlich konnte ich ein Objekt höchstens zwei oder drei Personen gleichzeitig zeigen. Doch dann merkte ich, dass ich die Bedürfnisse der Kunden auf diesem Weg viel besser spürte. Ich konnte besser auf die Leute eingehen, Kundenbeziehungen vertiefen und mein Netzwerk erweitern. Das behalte ich bei. Ich lade höchstens vier Leute gleichzeitig zu einer Besichtigung ein – es hat sich bewährt.

Was haben Sie vermisst?

In meinem Beruf ist die Mimik sehr wichtig, die Leute waren unter der Maske schwieriger zu lesen. Ich habe es auch grundsätzlich vermisst, die Leute lachen zu sehen.

DER LEHRER



Hugo Ramnek unterrichtet am Liceo Artistico in Zürich und ist Schriftsteller. Er hat die Gesichter seiner Schülerinnen und Schüler hinter den Masken vermisst.

Wie geht es Ihnen?

Gut, aber ich bin müde und erschöpft. In den vergangenen zwei Jahren war das Unterrichten sehr, sehr anstrengend. Mental, auch körperlich, zum Beispiel beim Fernunterricht, am Schluss kniete ich vor dem Laptop, weil ich so Kreuzweh hatte. Was das Unterrichten für mich ausmacht, nämlich die Kommunikation, ist auch durch das Maskentragen in zwei zentralen Dingen eingeschränkt worden: Ich höre schlecht, auch alters-

bedingt, und ich kann die Gesichter nicht lesen. Der Physiker Georg Christoph Lichtenberg hat einmal gesagt: Das Gesicht ist die unterhaltsamste Fläche der Welt. Diese Fläche ist mir jetzt sozusagen verborgen. Ich habe dieses Jahr neue Klassen bekommen, gleich mit Masken, und ich habe die Schülerinnen und Schüler zum Teil nicht wiedererkannt, wenn ich sie ausserhalb des Schulzimmers sah. Dass die Pandemie viele Schülerinnen und Schüler psychisch belastet hat, hat auch mich belastet. Das alles hatte zur Folge, dass ich jeweils nudelfertig war, wenn ich vom Unterrichten nach Hause kam.

Was war für Sie das Schlimmste in den vergangenen zwei Jahren?

Mein Vater starb im Dezember 2020 an Corona. Eine Woche lang habe ich sein Sterben begleitet. Es war schlimm, in diesem Corona-Weltraum-Schutzanzug mit Maske, Kittel und Haarnetz an seinem Bett zu sein. Jemanden, der am Sterben ist, nicht von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, ihn nicht in die Arme nehmen zu können, das habe ich als herzerreissend empfunden.

DER WIRT



Stavros Stergiou führt zusammen mit seinem Bruder ein Restaurant in Lichtensteig (SG). Während der Pandemie haben die beiden ein Take-away gegründet.

Wie geht es Ihnen?

Gut. Wir hoffen, dass wir jetzt zur Normalität zurückfinden. Es kommen bereits wieder Reservationen rein, auch für grössere Bankette. Während des Lockdowns haben wir ein Take-away auf die Beine gestellt. So blieben wir einerseits mit den Kunden in Kontakt, andererseits war es für uns eine Möglichkeit, unsere Freude an der Gastronomie auf andere Art zu leben. Das Angebot stiess auf Anklang, es gab sogar Kunden, die dafür 20 Minuten mit dem Auto fuhren. Aber rentabel war es nicht. Mit Take-away hat man mehr Kosten als Einnahmen.

Trotz Schliessungen mussten wir das Geschäft die ganze Zeit instand halten. Wenn bei einem grossen Restaurant plötzlich während Monaten alles stillsteht, tauchen bald die ersten Defekte auf: ein Geschirrspüler, der nicht läuft, ein Dampfzug, der klemmt. Es gab immer wieder Reparaturen.

Was war das Schlimmste für Sie während der Pandemie?

Die Ungewissheit. Wir wussten nicht, wie es weitergehen würde, ob wir die Crew behalten könnten. Es tat weh, sich vorzustellen, dass ein Business, das man während 23 Jahren aufgebaut hatte, plötzlich zu Ende sein könnte. Wir überlegten uns, was neben der Gastronomie auch noch denkbar wäre oder wie wir unsere Liegenschaft anders nutzen könnten. Es gab viele Ideen: ein Bed and Breakfast einzurichten, Olivenöl aus Griechenland zu importieren oder grösser in den Weinhandel einzusteigen. Als Restaurantbesitzer haben wir Hypotheken. Gastronomen, die irgendwo in Miete sind, können eher sagen: Fertig, amen, ich ziehe einen Strich und suche mir einen Job.

Was hat Sie die Pandemie gelehrt?

Sie hat uns bewusst gemacht, wie schnell sich etwas kehren kann. Und wie wichtig es in so einem Fall ist, als Familie zusammenzustehen, sich gegenseitig zu helfen, positiv zu bleiben.